

DEUTSCHE LANDE / DEUTSCHE KUNST

HERAUSGEGEBEN VON BURKHARD MEIER



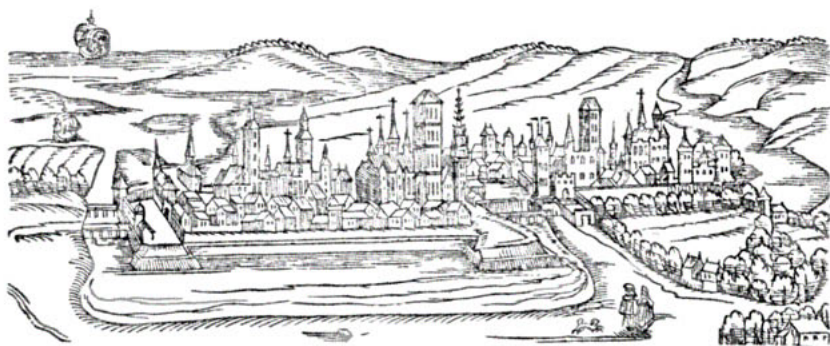


BLICK VOM TURM DER MARIENKIRCHE
IM VORDERGRUND DER RATHAUSTURM

DANZIG
AUFGENOMMEN VON DER
STAATLICHEN BILDSTELLE
BESCHRIEBEN VON
ERICH KEYSER



DEUTSCHER KUNSTVERLAG
BERLIN / 1928



Dunkle Giebel, hohe Fenster
Türme, tief aus Nebeln seh'n,
Bleiche Statuen wie Gespenster
lautlos an den Türen steh'n.

Träumerisch der Mond drauf scheint,
dem die Stadt gar wohl gefällt,
als läg zauberhaft versteinet
drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen,
über alle Häuser weit,
nur des Meeres fernes Rauschen —
wunderbare Einsamkeit.

Mit jener schwärmerischen Einstellung, deren die Romantik im besonderen Maße fähig war, hat Joseph von Eichendorff in diesen Worten den Eindruck wiedergegeben, den das Danziger Stadtbild zur Zeit seines Aufenthaltes von 1820–24 auf ihn ausgeübt hat. Danzig war nach den Stürmen und Kämpfen der Franzosenzeit zu einer friedlichen Stätte biedermeierlichen Behagens geworden. Noch reihte sich in seinen Straßen Beischlag an Beischlag, auf denen die Bürger im Abenddämmern ihren Kaffee tranken und ihre Pfeife rauchten. Noch bildeten die Häuser eine ununterbrochene Kette nicht immer wohnlicher, aber doch anmutiger Bauwerke. Der Gang der städtischen Entwicklung ließ sich an ihnen ablesen. Das Haus der Spätgotik mit seinem Staffelgiebel und der strengen Gliederung seiner Fassade wies auf den Aufschwung am Ende des 15. Jahrhunderts hin, als Danzig zum ersten Male frei von landesherrlicher Bevormundung seine Schiffe weit über Brügge hinaus zum Salzkauf nach der Bai von Biskaya entsandte. Die in Farben und Ornamenten prunkenden Gebäude der Spätrenaissance waren zwischen jene bescheideneren Nachbarn selbstbewußt hingestellt. Ihre Erbauer beherrschten Europas Handel von der Duna und dem Njemen bis zur Straße von Gibraltar und den Küsten Italiens. Aber auch als schon die schwedisch-polnischen Kriege das Weichselland verheerten, hatte sich trotz aller beginnenden Verarmung und politischen Schwächung jener städtebauliche Kunstsinn erhalten, der auch die Werke des Barocks und des Rokokos zu adeln vermochte. Selbst die ein-

faden Häuser, die der Danziger Bürger bei allzugroßer Baufälligkeit seines überkommenen Erbes noch zur Zeit Eichendorffs dem Stadtbilde einfügte, deuten auf keinerlei Bruch der Entwicklung hin. Es ist überaus reizvoll, die 54 „Malerischen Radierungen“ zu durchblättern, die Johann Carl Schultz in den Jahren 1855–1867 seiner neuen Heimat gewidmet hat. Es war tatsächlich „die ungetrübte Reinheit, die sie in ihrem charakteristischen Gewande sich so trefflich erhalten hatte“, die Danzig, wie Rudolf Genée sagte, dem Altertumsfreunde wertvoll machte.

Nur mit tiefer Wehmut können wir Menschen der Gegenwart jener Einheitlichkeit und Vollständigkeit des Alt-Danziger Stadtbildes gedenken, die noch unsere Großväter erlebt und geschaut haben. Aber gerade sie haben seine Schönheit zu zerstören begonnen. Dem Abgott des Verkehrs wurden Beischläge, Tore und Wälle geopfert. Das „Geschäft“ spaltete die Fassaden und riß die Giebel herunter. Aber nicht in diesen Maßnahmen lag die Ursache des Abstieges, denn auch die früheren Zeiten haben Häuser und Straßen ihren Bedürfnissen angepaßt, vielmehr führte nur die Unfähigkeit, dem Alten Gleichwertiges neu zu erschaffen, den Verfall herbei. Es war ein Fehler, durch kümmerliche Nachahmung des „Danziger Stils“ das Stadtbild erhalten zu wollen. Dazu hatten sich weder Renaissance noch Barock, weder Rokoko noch Biedermeier verstanden. Aber sie hatten den Rhythmus gefühlt, der hinter den wechselnden Gestalten der Stile die Eigenart Alt-Danzigs begründet hatte. Es ist bedauerlich, daß auch heute jenes Grundgesetz städtebaulichen Schaffens noch allzu oft verkannt und leider noch häufiger verletzt wird.

Es ist deshalb überflüssig, die bauliche Wirksamkeit der letzten hundert Jahre genauer zu betrachten. Sie hat nichts dazu beigetragen, Danzig dem Fremden unvergeßlich und dem Einheimischen liebenswert zu machen. Der Freund der Stadtbaukunst, der heute Danzig besucht, muß seinen Blick auf die Werke der vorausgegangenen Jahrhunderte richten. Ihrer sind trotz allem so viele, und ihre Art ist so köstlich, daß die „Königin der Weichsel“ noch immer zu den schönsten deutschen Städten gerechnet werden kann. Wer kennt in Deutschland nicht den wurzelfesten Turmklotz von St. Marien (Bild 2), die stolze Schlankheit des Rathausturmes (Bild 40), den fein geschwungenen Umriß des Krantores (Bild 48)?

Aber merkwürdig, der Fremde, der zum ersten Male Danzigs Straßen durchwandert und seine Bauten mustert, ist nicht selten enttäuscht. Die Kirchen erscheinen ihm außen kahl und nüchtern, innen düster und kalt. Die Bürgerhäuser lassen in ihrem Aufbau den Reiz der Abwechslung so häufig vermissen, daß ein Haus dem anderen zu gleichen scheint. Nirgends ein Formenreichtum wie beim Münster von Freiburg, nirgends eine malerische Buntheit, wie bei den Häusern in Nürnberg und Hildesheim. Wer mit verwöhnten Augen nach besonders „schönen“ Häusern ausspäht, wird nur wenige finden. Denn sind das „Englische Haus“ in der Brotbänkengasse (Nr. 12) oder das

„Ferberhaus“ in der Langgasse (Nr. 28) oder das Haus des reichen Handels-
herrs Speymann von der Speye auf dem Langenmarkte (Bild 59) wirklich
„schön“ zu nennen?

Trotzdem übt die Stadt auf jeden Beschauer einen eigenartigen Zauber
aus. Wie ist er zu erklären? Zunächst ist zu beachten, daß der Reiz des
Danziger Stadtbildes um so größer ist, je mehr es im ganzen betrachtet wird.
Der Blick von den westlichen Anhöhen, dem Bischofsberg oder dem Hagels-
berg, läßt die Geschlossenheit der alten Form erkennen. Wie eine Kulturinsel
hebt sich zum Teil noch immer wallumwehrt die Stadt aus der Landschaft
heraus. Nach Süden und Südosten zu dehnt sich das weite fruchtbare Weichsel-
delta, das noch um mehrere Meter tiefer als der Stadtgrund gelegen ist. Im
Nordosten öffnet sich hinter dem Dünensaum, der die Weichselniederung
einfäßt, im Halbkreis die Danziger Bucht. Es sind unendliche Weiten, die
das Auge zu überspannen vermag. Um so wirkungsvoller steigt aus ihnen
die Stadt empor, eine enggedrängte Masse dunkler Häuser, deren ziegelge-
gedeckte Dächer und Firste im wesentlichen in einer Ebene liegen. Schon die
Maler und Stecher des 17. und 18. Jahrhunderts haben sich diesen landschaft-
lichen Gegensatz nicht entgehen lassen. Er war für sie noch stärker vorhanden,
da damals der Häuserkörper von hohen Wällen und breiten Gräben einge-
rahmt wurde. Auch heute noch vermittelt der Anblick Danzigs von einigen
Stellen des Bischofsberges, mag der Dunst des Mittags über den Dächern
lagern oder die Abendröte die Mauern der Kirchen und Rathäuser zum Er-
glühen bringen und auf dem Gold und Kupfer ihrer Türme funkeln, unver-
gleichliche Eindrücke. Der Stadtgrundriß, weit in die Länge gezogen, ist nicht
breit und die Berge, von denen wir hinunterschauen, sind nicht hoch genug,
um die Stadt, wie es etwa das Flugzeug ermöglicht, als Fläche zu empfinden.
Sie wirkt nur als Aufriß, als ein schmales Band, das die ragenden Glocken-
türme der Pfarrkirchen in einzelne Abschnitte zergliedern. Die Altstadt mit
St. Katharinen und St. Bartholomäi, die Rechtstadt mit St. Marien und
St. Johann, die Vorstadt mit St. Peter und Paul und St. Trinitatis scheiden sich
deutlich von einander ab.

Ähnlich ist das Bild, das der Wanderer von der Niederung her in sich
aufnimmt. Nur scheint die Stadt von dort aus viel höher zu liegen, als es
ihren tatsächlichen Maßverhältnissen entspricht, und wird überdies von
den Anhöhen des Bischofsberges und Hagelsberges umschirmt. Sie scheint
etwa von Walddorf oder der neuen Breitenbachbrücke oder auch vom Kaiser-
hafen her gesehen weit mehr nach oben als in die Breite gereckt zu sein. Aber
in jedem Falle bildet sie eine Raumeinheit, ein geordnetes Ganzes, dessen
einzelne Teile nicht vermehrt oder vermindert werden könnten, ohne von
Grund auf seine Wirkung zu verändern. Sie muß deshalb auch als Ganzes
erschaut und gewertet werden.

Das gleiche gilt von dem Innern der Stadt. Das Durchwandern der Straßen

enthüllt mehr Schönheiten als das Verweilen bei einzelnen Gebäuden und Bauteilen. Das Auf und Ab der Giebel, der Durchblick auf die Dächer, die hinter ihnen hervorlugen, die Reihung der Fenstergesimse und Beischlagbrüstungen treten in ihrem Gleichmaß und in ihrer Mannigfaltigkeit erst hervor, sobald Haus nach Haus an dem Beschauer vorübergleitet. Mag der Blick auf die Langebrücke, das Bild der Jopengasse und der Frauengasse noch so oft und kunstvoll von dem Maler, Zeichner, Radierer oder Lichtbildner wiedergegeben werden, diese Wiedergaben erscheinen dem starr und eintönig, der jene Straßen einmal aufmerksam durchschritten hat. Der Rhythmus einer unablässigen Bewegung, nicht die einmalige und eindeutige Gestalt seiner Formen macht den eigentümlichen Reiz des Danziger Stadtbildes aus.

Dasselbe Gesetz kommt in den Innenräumen der Danziger Gebäude zum Ausdruck. In den weiten, hohen Hallen der Marienkirche fesseln keine verzierten Kapitelle, wie sie die Dome von Bamberg und Naumburg schmücken. Nirgends grüßen alte, bunte figurenreiche Fenster hernieder — die wenigen Glasmalereien, die in Danziger Kirchen vorhanden sind, entstammen erst den letzten Jahrzehnten. Auch den Einzelwerken der bildenden Kunst, den Altären, Epitaphien, den Gittern und Blakern wird mancher keinen rechten Geschmack abgewinnen. Sie haben gewiß höchsten kunstgeschichtlichen Wert; aber ihre Kunst weist nur zu oft auf ihren handwerklichen Ursprung zurück. Trotzdem könnte keines dieser Werke an seinem Platz entbehrt werden. Sie leuchten und funkeln, sie füllen und wärmen, wie vorherbestimmt, ein jedes an seinem Orte im Kirchenraume. Auch sie gehören alle untrennbar zusammen, wie die Häuser in den Gassen; auch sie bilden eine Einheit, ein geordnetes Ganzes.

Die künstlerische Wertung Danzigs muß deshalb auch in jeder Hinsicht auf dieses Ganze gerichtet sein und darf sich nicht in Einzelheiten verlieren. Die nachstehende Darstellung vermeidet es daher absichtlich, die einzelnen Gebäude geschichtlich und künstlerisch weiter zu würdigen, als es ihre Bedeutung für den Gesamteindruck der Stadt notwendig macht.

Gewiß war eine derartige Auffassung Danzigs früher leichter möglich, als jetzt, da das Stadtbild, wie gezeigt, unheilbare Verletzungen bereits erlitten hat. Die zu erwähnenden Bauwerke lassen allzusehr den Rahmen vermissen, in den sie einst eingefügt waren. Sie erscheinen in ihrer Vereinzelung als Individuen, während sie doch nur Glieder eines einzigen großen Individuums gewesen waren. Man tut daher gut, die Betrachtung des gegenwärtigen Stadtbildes mit der Durchsicht alter Prospekte und Stiche zu verbinden. Sie liegen in reicher Zahl vor. Die älteste Gesamtansicht Danzigs stammt aus dem Jahre 1573. Das Werk eines noch unbekannten Meisters folgte ihr um 1593. Dann schuf der Danziger Aegidius Dickmann außer einer Gesamtansicht vom Bischofsberge eine Mappe mit 14 Straßenbildern, die trotz ihrer Unbeholfenheit einen lehrreichen Einblick in die Umbildung des spätgotischen Danzigs in die Stadt der Renaissance gestatten. Ungleich wirksamer sind die Stiche,

die der Danziger Stadtbaumeister Peter Willer 1687 veröffentlicht hat. Auch die folgenden Jahrhunderte haben ihre Darsteller gefunden. Matthaeus Deisch 1765 und Carl Schultz 1854 wurden zu den nachdrücklichsten Zeugen des alten Danzigs in seiner Ganzheit.

Zu dieser Gesamtanschauung wurde früher auch der Fremde weit mehr gezwungen, als es heute geschieht. Wer von dem Bahnhof aus eine moderne Stadt betritt, sieht sich in den meisten Fällen einem wirren Durcheinander von Straßen und Plätzen gegenüber, durch das er sich nur an Hand eines Führers hindurchzufinden vermag. Straße schließt sich an Straße, Haus reiht sich an Haus. Jeder sammelnde Mittelpunkt, jeder Wegweiser fehlt. Nur die Straßenbahn oder der Kraftwagen geleiten auf viel verschlungenen Pfaden zu dem gewünschten Ziele hin, das dann plötzlich, ohne vorher sichtbar geworden zu sein, vor dem Reisenden auftaucht.

Anders war es in früherer Zeit. Schon von weitem zeigten die Türme der Kirchen und Rathäuser dem Fremden die Nähe der Stadt an. Mit scharfem Blick konnte er aus ihrer Menge die Zahl der Kirchspiele, die Ausdehnung und Gliederung der Stadtteile erkennen. An der Stadtmauer oder am Stadtwalle entlang wurde er von Turm zu Turm dem Eingangstore zugeführt, über oder neben dem sich oft ein besonders hoher Turm befand, um den Fremden zu grüßen und ihm die Pforte zu dem Frieden und Reichtum der hinter ihm verborgenen Siedlung zu zeigen.

Auch in Danzig erhob sich über dem Haupteingang zur Stadt von der Höhe her bereits im Mittelalter ein Turm, der das davor liegende Tor und die sich anschließenden Festungswerke weit überragte, er wurde deshalb schon frühe als der „Hohe Turm“ bezeichnet, bis er später nach dem in ihm untergebrachten Gefängnis den Namen Stockturm erhielt (Bild 54). Er verdankt seinen Ursprung den gewaltigen Anlagen, die der Rat mit Genehmigung des Hochmeisters des Deutschen Ordens in der Mitte des 14. Jahrhunderts rings um die Rechtstadt ausführen ließ. Im Jahre 1346 soll nach einer alten Überlieferung sein Bau vollendet worden sein. Als später höhere Wälle dem Turme vorgelegt wurden, ward auch er um zwei Stockwerke erhöht. Er sollte auch weiterhin als Torwart dienen, gleichwie das Glöckchen in seiner Laterne die Stunden angab, zu denen die schweren Torflügel geöffnet und geschlossen wurden.

Die Stadt hatte zu ihrer Blütezeit am Anfang des 17. Jahrhunderts nur noch drei weitere Eingänge, das Jacobstor im Norden, das Werdertor im Osten und das Leegetor im Süden. Aber die wichtigste Zufahrt blieb im Westen bestehen, wo die Wege von Dirschau und Praust sowie von der Kaschubei her zusammentrafen. Da von dieser Seite auch am ehesten ein feindlicher Angriff zu befürchten war, wurden die Wälle dort am stärksten ausgebaut. Vor dem „Hohen Turme“ durchbrach sie das „Hohe Tor“. Aber auch wer Tor und Turm überwunden hatte, befand sich noch nicht im Inneren

der Stadt. Ihre Lebensader, die Langgasse, war für den Zutringling durch ein weiteres Tor, das zeitweise noch durch einen davor liegenden Graben gedeckt war, gesperrt. Es waren die Verschlüsse der drei Befestigungsketten, die Danzig seit 1310, seit 1343 und 1574 umgaben. Im Zusammenhang mit den anschließenden Mauern und Wällen weist somit die Lage des Hohen Tores (Bild 54) und des Langgasser Tores (Bild 53) auf den Umfang der Stadt zur Zeit der Gotik, wie des Hohen Tores zur Zeit der Renaissance hin. Erst hinter dem Langgasser Tor lag die eigentliche, rechte Stadt, die Rechtstadt. Der Langemarkt bezeugt ihre Entstehung als Marktsiedlung am Ausgang des 12. Jahrhunderts, die Langgasse ihren Ausbau zur Stadt in den hundert Jahren darnach. Das Rathaus, von beiden Seiten her sichtbar, bildete den räumlichen und sachlichen Mittelpunkt jener beiden älteren Gemeinwesen (Bild 40–41).

Auch wer von der See die Weichsel und Mottlau aufwärts der Stadt sich näherte, erblickte vor sich, gleichsam im Längsschnitt, wie in dem Aufschluß eines Gebirges, zunächst die Burgstätte am Mottlauknie mit den Ausläufern der Altstadt, dann die Neustadt mit St. Johann und schließlich die Rechtstadt mit dem Rathaus und St. Marien. Die Grüne Brücke, einst Koggenbrücke genannt, gebot den Schiffen Halt. Wer den Fluß weiter hinauffuhr, sah südlich der Rechtstadt noch die Vorstadt sich ausbreiten. Der Turm am Fischmarkt, das Kran- und der Ankerschmiedeturm gaben die Trennungspunkte an. Das Grüne Tor vermittelte den Eintritt zum Langenmarkt (Bild 55).

Auch heute noch sollte jeder, der Danzig kennen lernen will, jenem alten Wasserwege oder jenem alten Landwege folgen. Es könnte ihm dann nicht schwer fallen, in dem Chaos der Gassen und Gäßchen die Richtlinien der ihnen zugrunde liegenden Ordnung aufzuspüren. Nur sollte er auch nicht versäumen, was dem Fremden früher nicht erlaubt war, den Turm von St. Marien zu besteigen. Er ist mit Absicht gerade so hoch erbaut, daß von ihm die äußersten Grenzen des alten Danziger Stadtgebietes noch zu erkennen sind. Anders als es der Bischofsberg und Hagelsberg gestatten, bietet sich von dieser Stelle ein malerischer Überblick über die enggedrängte Siedlungsfläche dar. Die einzelnen Stadtteile heben sich mit ihren Kirchen und Türmen deutlich von einander ab. In weitem Umkreis breiten sich die Weichselniederung, die pommerellischen Höhen und die Ostsee aus. In äußerster Ferne schimmern die Halbinsel Hela, die Berge bei Elbing und die Mauern der Marienburg. Es gibt keine bessere Gelegenheit, um Danzigs Stadtbild künstlerisch und geschichtlich zu erfassen, als die Umschau vom Pfarrturm, die Fahrt auf der Mottlau, den Gang vom Heumarkt durch die Langgasse zum Grünen Tor und den Blick vom Bischofsberg. Wer dagegen vom Hauptbahnhof seinen Einzug hält, wird sich schwerlich zurechtfinden.

II.

Die Entwicklung der Stadt Danzig ist vom Langenmarkte ausgegangen. Schon vor dem Jahre 1178 hatten deutsche Kaufleute an dieser Stelle ihre Marktbuden aufgeschlagen. Am Grünen Tor lag die „Danziger Brücke“, die gleich der berühmten „Deutschen Brücke“ in Bergen der Anlegeplatz für die Koggen war, die ehemals bis zu dieser Stelle die Mottlau aufwärts fahren konnten. Doch war es wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Mottlauufers nicht ratsam, in seiner unmittelbaren Nähe sich anzubauen. Erst in der Kürschnergasse und Berholdschen Gasse begannen die Wohnstätten. Von diesem ältesten Danzig sind keine baulichen Reste mehr erhalten. Schon am Anfang des 13. Jahrhunderts erfreute sich die Marktsiedlung eines nicht unbedeutenden Handels mit Salz und Tuchen. An ihren Einnahmen waren das Kloster Oliva, das 1178 bei Danzig gegründet war, und das Kloster Zuckau im Radaunetal seit 1209 beteiligt. So nahmen die deutsche Kirche und der deutsche Handel von dem Boden Danzigs aus ihren gemeinsamen Ausgang in das untere Weichselland. Die Fürsten von Danzig, die sich seit 1236 Herzöge von Pommerellen nannten, standen ihrem Beginnen freundlich gegenüber. Ihre Burg lag am Mottlauknäe. Zwischen ihr und der Marktsiedlung dehnte sich ein altes Fischerdorf aus, das von Kaschuben und Preußen bewohnt wurde. Als Gotteshaus diente ihnen etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die St. Katharinenkirche. Auf die weitere wirtschaftliche und politische Entwicklung Danzigs hat diese Landgemeinde keinen Einfluß ausgeübt.

Die deutsche Marktsiedlung wurde zum Träger der Danziger Zukunft. Zur Förderung ihres Handels mußte ihr der Verkehr von der Danziger Höhe und von der Danziger Bucht zugeleitet werden. Dem ersten Zweck diente die Langgasse, die über Petershagen nach Praust und Dirschau und über Neugarten nach Karthaus führte. Den Weg nach der Weichselmündung, dem Strande zwischen Brösen und Zoppot und darüber hinaus in die nördlichen Teile der Kaschubei vermittelte die Jopengasse. Über den heutigen Holzmarkt gelangte der Reisende zu dem großen Straßenzuge der Schmiedegasse und der Pfefferstadt, der wiederum mit dem kaschubischen Landwege in der Richtung der späteren Großen Allee nach Langfuhr in Verbindung stand. So sind die Langgasse und die Jopengasse als älteste Verkehrswege aufzufassen. Ihre gewundene Führung deutet noch heute, wie es bei allen Landstraßen der Fall ist, auf ihre ursprüngliche Bedeutung hin und ist nicht etwa, wie man auch gemeint hat, wegen ihrer malerischen Wirkung hergestellt.

In jener Zeit war der Kampf um das tägliche Brot nicht leichter und milder als in der Gegenwart. Es waren wetterfeste schicksalgeprüfte Männer dazu nötig, um dem deutschen Handel den Weg von Lübeck her nach dem Osten zu erschließen. Ihre Erfolge lockten weitere Einwanderer herbei, so daß schon bald nach 1220 Fürst Swantopolk die Erhebung der Marktsiedlung zu einer Stadt nach deutschem Rechte in Aussicht nahm. Er scheint diesen Plan um

1224 ausgeführt zu haben. Die ältere Anlage wurde längs der Langgasse und Jopengasse erweitert. Die Postgasse und die Portedaisengasse stellten die notwendigen Querverbindungen her. Die Heilige Geistgasse und die Hundegasse ermöglichten die bequeme Zufahrt zu den Hintergebäuden der Grundstücke, die in den Hauptstraßen lagen. Befestigungen umgaben die gesamte Stadt. Als sie im Jahre 1272 aus politischen Gründen abgebrochen werden mußten, wurde das bisher bewohnte Siedlungsgebiet nach zwei Seiten vergrößert. Im Westen wurden Hundegasse, Langgasse, Jopengasse und Heiligegeistgasse bis zu dem neuen Straßenzuge der Gerbergasse, Wollwebergasse und Scharmachergasse vorgeschoben. Nach der Mottlau zu wurde die heutige Brotbänkengasse zugefügt und zwischen ihr und der unteren Heiligen Geistgasse ein neues Stadtviertel errichtet, das seine Mittelachse in der Frauengasse fand.

Über die Gestaltung der Bürgerhäuser jener Zeit fehlt jeder Anhalt. Auch der Umfang der Marienkirche, die um 1240 als Pfarrkirche für die deutsche Stadtgemeinde errichtet wurde, ist nicht bekannt. Das folgende 14. Jahrhundert hat mit seinem alles umgestaltenden Aufschwung die Spuren der vorausgegangenen Jahrzehnte vernichtet. Nach aufregenden und aufreibenden Kämpfen, in denen bald die Könige von Böhmen, bald die Herzöge von Polen als vermeintliche Rechtsfolger der pommerellischen Herzöge, zeitweise aber auch der Deutsche Orden oder pommerellische Adlige die Herrschaft über Danzig an sich rissen, gelangte Danzig 1308 endgültig an den Deutschen Ritterorden.

Die belebende Kraft, die von der Vereinigung Danzigs mit dem aufblühenden Ordenslande ausging, kam sehr bald auch in seinem Stadtbilde zum Ausdruck. Die Siedlungstätigkeit, die lange Zeit unter den politischen Wirrnissen geruht hatte, erhielt einen neuen Antrieb, als große Mengen von Einwanderern aus Nord-, Mittel- und Westdeutschland sich hier niederließen. Schon im Anfange des 14. Jahrhunderts wurden die Wohnflächen der Stadt bis zur Mottlau ausgedehnt und auf ihrem rechten Ufer die ersten Speicher erbaut. Wohnstadt und Speicherstadt (Bild 50—51) begannen sich zu scheiden. Da es nicht gelang, die anwachsenden Menschenmassen auf dem überkommenen Raum unterzubringen, wurde seit 1340 auf dem Gelände des alten Fischerdorfes die Neustadt erbaut. Obwohl sie verwaltungsmäßig mit der Altstadt eng verbunden war, nahm sie siedlungsgeschichtlich in der Entwicklung Danzigs eine besondere Stellung ein. Beide Stadtbezirke wurden seit 1343 mit einem gemeinsamen großen Befestigungsringe umzogen. Sein Verlauf wird durch die Straßen Vorstädtischer Graben, Reitbahn, Kohlenmarkt, Holzmarkt und Altstädtischer Graben bezeichnet.

Die Befestigungen bestanden aus einer hohen Mauer und breiten Gräben. Von der Mauer sind kleine Reste in der Laternengasse und Büttelgasse erhalten, ein größeres Stück ist nur hinter dem Heiligegeist-Hospital in der